

Rede zum 21. November 2022

Ich bin sehr dankbar für diesen Tag und stehe ein wenig neben mir.

Ich danke den Rednern, dem Oberbürgermeister, Alexander Remmel und Rolf Keller. Dank geht auch an den Musiker Roman Telepenko.

Und natürlich und vor allem geht Dank an jene Person, die mich vorgeschlagen hat. Vielleicht ist er/sie sogar anwesend? Und an alle, die diesen Vorschlag unterstützt haben.

Für mich kommt diese Ehrung völlig überraschend.

Begrüßung

Ich darf begrüßen

Den Oberbürgermeister mit den Vertretern von Rat und Verwaltung, ausdrücklich auch Frau Katharina Jeske

Rolf Keller als Vertreter der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, die zahlreiche Initiativen, darunter viele Ehrenamtler, unterstützt

Alexander Remmel von der Bückeberg-gGmbH

Dann – ganz wichtig – Weggefährten und Unterstützer bei der Pflege der Hamelner Erinnerungskultur. Ohne Sie, ohne Euch wäre meine Arbeit gar nicht möglich. Darunter sind Nachkommen von Opfern, die ihrerseits zu Unterstützern geworden sind, darunter sind auch Vertreter der Jüdischen Kultusgemeinde mit Frau Irina Pirogova.

Ebenso wichtig die Mitglieder des Vereins für regionale Kultur- und Zeitgeschichte
Ihr seid mir professionelle und kritische Berater, erdet mich bisweilen. Die Bürokratie, die ein Verein mit sich bringt, nehmen wir gern in Kauf zugunsten der Möglichkeit, Spenden und Fördergelder zu sammeln – viel Arbeit für einen kleinen Verein und seinen Kassenwart.

Ich begrüße Freundinnen und Freunde, Freundschaften, die ich die letzten Jahrzehnte leider wenig gepflegt habe

Die Sumpflume, mit der ich mich vielfältig verbunden fühle, vertreten mit Julia und Iris

Christian, Matthias und Anne, es ist mir ganz wichtig, dass Ihr heute mit Euren Kindern gekommen seid, obwohl Euer Vater nicht so viel Zeit für Euch hatte.

Und zuletzt, aber eigentlich zuerst Gisela, meine Frau, die Du mit mir zusammenlebst und mich erduldest. Als ich vor wohl zehn Jahren „Bückeberg“ hinwerfen wollte, weil nichts mehr ging, bist Du es gewesen, die sagte: Das musst Du weitermachen, wohl wissend, was das bedeutet.

Zur Musik: Roman Telepenko, aus der Ukraine, ein großer Künstler an der Balalaika, den mir Lyudmila Todryna vermittelt hat.

Sein Eingangslied, ein altes ukrainisches Volkslied: Eine Frau steht morgens am Fenster und wartet – vergeblich – auf den Aufgang der Sonne.

Soeben haben wir von Sting „Until“ gehört und ganz am Schluss erklingt das „Ave Maria“ von William Gomez.

Den Schmerz der Anderen begreifen

Über mich

Geboren zwei Jahre vor dem Ende des Krieges

Die Flucht einer Mutter mit drei kleinen Kindern, ich das jüngste. Was hat diese Erfahrung in mir hinterlassen? / aufgewachsen in zerstörten Städten / aus dem Kinderlied „Maikäfer flieg“ die verstörende Zeile: „Pommerland ist abgebrannt“

Geboren zwei Jahre vor der Befreiung von Auschwitz

die Bestürzung, dies irgendwann zu realisieren / der Film „Nacht und Nebel“ von 1955 von Alain Resnais mit der Musik von Hanns Eisler, den ich – auf eigene Initiative – mit 15 oder 16 Jahren sah / die ebenso frühe Lektüre von Alexander Mitscherlich „Medizin ohne Menschlichkeit“ / die Gedichte von Paul Celan

Aufgewachsen mit dem Reden des Vaters über seinen Krieg und seinem Schweigen über seine NSDAP-Mitgliedschaft / sein Versuch, mich nationalsozialistisch zu erziehen

Begegnungen im Ausland als Jugendlicher: in Frankreich der hinkende alte Mann, der uns auf Deutsch ansprach und erzählte, dass er als Zwangsarbeiter am Bodensee beim Apfelpflücken vom Baum gefallen sei / in Dubliner Kneipen IRA-Mitglieder, die mich mit „Heil Hitler“ begrüßten, weil sie England verabscheuten

Das allmähliche Ertasten des Abgrunds unter meinem Deutschsein. Im Wort Shoah ist mein lebenslanges Erschrecken, mein Nichtfertigwerden aufgehoben. Alles, was mit Nationalsozialismus zu tun hat, wurde mir wie eine zweite Haut, unmittelbar nah.

Der Vorsatz: Die Geschichte mit den Augen der Anderen sehen zu wollen, der Vergessenen, zur Seite geschobenen. – „Den Schmerz der anderen begreifen.“

1976 kam ich nach Hameln als Lehrer an das damals noch Dritte Gymnasium. Es dauerte, bis mir als Zugezogenem die Abwesenheit jeglicher sichtbarer Erinnerungskultur auffiel. Nur eine kleine Minderheit sah Anlass für Schuldgefühle gegenüber Jüdinnen und Juden und legte am 9. November in der Bürenstraße einen Kranz nieder.

Irgendwann nahm ich mir vor, eine „Heimatkunde des Nationalsozialismus“ zu erarbeiten.

Juden

Mein erstes Thema wurde 1986 der jüdische Friedhof, damals ein vergessener, von Efeu überwachsener Ort, dem man die Zerstörung nicht ansah und den die Stadt am liebsten in eine öffentliche Grünanlage umgewandelt hätte. Der Leiter des Grünflächenamtes bestritt zunächst

die Existenz einer Akte, die Auskunft über die Geschichte des Friedhofs gab – ganz ähnliche Erfahrungen damals im Stadtarchiv – Ich lernte: Erinnerung muss mit Widerständen rechnen.

1996 die Realisierung eines würdigen Erinnerungsortes in der Bürenstraße, wo bis 1938 die Synagoge gestanden hatte. Die Inschrift auf dem Gedenkstein spricht vom „Untergang der jüdischen Gemeinde Hameln in den Jahren 1933-1945“, nennt nicht die Tat, die Täter, die Opfer.

Ich habe für die Neugestaltung die Tafeltexte formuliert und – vor allem – die Namen der jüdischen Opfer ermittelt. Auf fünf Tafeln des Mahnmals stehen 99 Namen. Inzwischen ist die Zahl auf 111 gestiegen.

Die Namen der Opfer zu ermitteln und sie in der Öffentlichkeit zu nennen, kann das Morden nicht ungeschehen machen. Mit dem eigenen Namen angesprochen zu werden, ist die Grundform der Anerkennung eines Menschen. Die Auslöschung des Namens war in der Zeit der Sklaverei und beim Eintritt in das KZ der erste Akt der Dehumanisierung. Die Namen rufen eine Individualität wieder auf, die das Massengrab vernichten wollte.

Auf die Tafeln an jüdischen Friedhöfen im Landkreis, die ich nach und nach realisiere, kommen immer auch die Namen der Deportierten: Demnächst in Aerzen sind es neun, in Hess. Oldendorf 18. Das Gedenkbuch der Opfer des Nationalsozialismus für HM-Pyr, das ich mit Mario Keller-Holte erarbeitet habe, umfasst Stand heute 1777 Namen.

Die Realisierung des Gedenkortes in der Bürenstraße geschah überraschend leicht. Bürgerinnen und Bürger spendeten 90.000 DM; die Stadt stellte den Rest zur Verfügung. Es ist für uns einfacher, jüdischen Opfern gegenüber Empathie zu empfinden. Sie sind uns nahe, wohnten in unserer Stadt. Mit aufrichtiger Betroffenheit blicken viele heute auf die Stolpersteine, die wir seit 2013 in Hameln verlegen.

Aber machen wir uns nichts vor: Einen Eindruck vom damaligen Klima in einem Teil der Hamelner Bevölkerung vermittelt die Mappe mit anonymen Briefen, die ich aufbewahre: „Gelderblom, Du Jude, geh nach Israel“ oder „Gelderblom, du stinkender Handlanger von Juden“.

Auf dem Höhepunkt 1994 eine Bombendrohung für die Marktkirche, in der ich eine erste Ausstellung über Schicksale der jüdischen Bürger Hamelns in der NS-Zeit eröffnen wollte, über Monate der Staatsschutz in meinen Veranstaltungen. Dies ist nun glücklich vorbei. – Die Veranstaltungen im Rahmen meiner Ausstellung „800 Jahre jüdisches Leben in Hameln“ vor einem Jahr fanden erneut unter Polizeischutz statt.

Zuchthaus

Zum Gedenktag an die Opfer der NS-Gewaltherrschaft im Jahre 2004 stellten Schülerinnen und Schüler des Einstein-Gymnasiums mit mir die Schicksale von Zwangsarbeitern vor, ein Jahr später das Leiden und Sterben der Häftlinge im Zuchthaus Hameln.

Zunächst zum Zuchthaus: Mit dem Zuchthaus beherbergte Hameln einen besonderen Ort des Schreckens. Zur Erforschung des Themas, das die Kräfte eines einzelnen weit übersteigt, konnte ich Mario Keller-Holte als Mitarbeiter gewinnen. Die von ihm in jahrelanger Arbeit erarbeitete Datenbank aller Häftlinge umfasst knapp 10.000 Männer. Über 800 kamen ums Leben.

Die Datenbank: der Schlüssel, um Gruppen von Häftlingen zu identifizieren: wer saß als Niederländer ein, wer wegen „Hochverrats“ (gemeint politische Häftlinge), wer war mit dem Transport vom 20. November 1944 gekommen, wer dann und dann und wohin „abgegangen“, wer war wann und woran gestorben usw.?

Eine erste Ausstellung 2004 im Amtsgericht samt Webseite half, Kontakte zu den Angehörigen Verstorbener zu knüpfen. Überwiegend meldeten sich Ausländer. Von ihnen habe ich gelernt, dass man als Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung stolz darauf sein konnte, in Hameln gesessen zu haben.

Fast nichts mehr erinnerte Besucher damals an die Zeit: Das Zuchthaus zu großen Teilen abgerissen, der Rest, ein 4-Sterne-Hotel, das Knastfeten feierte, das Gräberfeld auf dem Friedhof Am Wehl ein wüster Ort.

Eine weitere Ausstellung „NS-Verfolgte aus den Benelux-Ländern im Zuchthaus Hameln“ konnten wir mit Mitteln der EU verwirklichen. „Aktive europäische Erinnerung“ will aufarbeiten, was aus der Vergangenheit heute noch trennend zwischen den Nationen steht.

853 Männern aus den Benelux-Staaten saßen im Zuchthaus Hameln ein. Wegen der dramatisch verschlechterten Haftbedingungen und der Todesmärsche, auf die sie im April 1945 beim Herannahen der Alliierten geschickt wurden, hatten sie überproportional viele Todesopfer (insgesamt 220) zu beklagen.

Angehörige litten ihr Leben lang unter dem Verlust des Ehemanns, Sohns oder Vaters. Nicht selten war die Suche nach einem Grab vergebens. Von deutscher Seite kam kein Zeichen des Bedauerns.

Wir haben die Ausstellung im Dialog mit den Nachkommen der Opfer erarbeitet. Ein Termin in Luxemburg bei Frau Schäger: Sie hatte Vater und Bruder in Hameln verloren. Ihre Tochter hatte ich einige Monate vorher dazu bewegen können, nach Hameln zu kommen, nicht jedoch ihre Mutter. Bei unserer Ankunft in Luxemburg sagte uns die Tochter: Sie wisse nicht, ob ihre Mutter uns empfangen werde. Es wäre das erste Mal, dass sie wieder mit Deutschen sprechen würde. Es wurde dann ein langes Gespräch.

Der Belgier Eric De Pauw hatte auf einem der Todesmärsche seinen Vater verloren. Er suchte sein Grab. Aus Briefen von Mitgefangenen wusste er, dass der Vater in Bad Liebenwerda (nördlich Dresden) als transportunfähig zurückgelassen worden war. Nach zahlreichen Telefonaten mit der dortigen Archivarin fand sich auf einem vergilbten Zettel die Bestätigung.

Ich bin dann mit Eric de Pauw nach Bad Liebenwerda gefahren. Nach der Feierstunde am neu geschaffenen Grabstein sagte er: „Heute habe ich meinen Vater begraben.“

Am 9. Mai 2015 – zeitlich ganz nahe dem Befreiungstag der Niederlande – konnten wir die Ausstellung zum ersten Mal im Ausland zeigen, am „Gedenkplaats Haaren“, bei einer denkwürdigen Eröffnung. Sie war dann noch zweimal in Belgien zu sehen, außerdem mehrmals in Deutschland.

Vor Ort musste das Erinnern Schwierigkeiten überwinden. Die Besitzerin des Hotels lehnte eine Tafel auf ihrem Grundstück ab. Der Ort am Weserufer, den die Stadt schließlich 2006 wählte, ist aber glücklich getroffen.

Ungleich schwieriger stellte es sich dar, am Gräberfeld auf dem Friedhof Am Wehl einen Erinnerungsort zu schaffen. Dort waren in einer ganz abseitigen Lage in der kurzen Zeitspanne von Dezember 1944 bis Juni 1945 annähernd 200 Tote des Zuchthauses bestattet worden – ohne Sarg und häufig zu zweit übereinander. Die Stadt hatte das Feld 1976 einebnen lassen. Eine Tafel lehnte sie anfänglich kategorisch ab. 1985/86 hatte es dort schwere Unruhen wegen Demos der FAP um das benachbarte Gräberfeld der Hingerichteten gegeben.

Es brauchte den langen Zeitraum von 13 Jahren, bis dort – immer unter Beteiligung von Schülergruppen und am Ende auch der Stadt – 2018 eine würdige Gedenkstätte entstanden war. Wieder eine intensive Recherche der Namen und Schicksale, Einbeziehung des Innenministeriums in Hannover, der Wehrmachtsauskunftsstelle in Berlin. Nach Anerkennung als Kriegsgräberfeld standen Bundesmittel zur Verfügung. Die Realisierung geschah in enger Zusammenarbeit mit der Stadt, Herrn Aden, Herrn Bruns und dem Landschaftsarchitekten Andreas Bergmann. Seit drei Jahren findet dort die Veranstaltung zum Antikriegstag am 1. September statt.

Welchem Häftling gebührt eine Erinnerung? Nur den zahlreichen „Politischen“? Inzwischen werden wir auch die „schwulen“ Männer einbeziehen. Aber die Kriminellen, von denen nicht wenige in Hameln einsaßen? „Verbrechen an Verbrechern sind auch Verbrechen“, sagt der Historiker Nikolas Wachsmann. Auch ihre Namen finden sich im Hamelner Gedenkbuch.

Zwangsarbeit

Wurden die Zuchthausopfer schlicht übersehen, so hat man eine weitere Opfergruppe willentlich vergessen, die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter: 671 Opfer, nach den Zuchthausgefangenen die zweitgrößte Opfergruppe in Hameln-Pyrmont.

Vom NS-Regime aus ihrer Heimat nach Deutschland verschleppt, ersetzten sie die Männer, die nun als Soldaten gegen ihr Vaterland kämpften. In Hameln-Pyrmont waren es etwa 10.000 Kinder, Frauen und Männer. In der Landwirtschaft war jeder zweite, in der Industrie jeder vierte Arbeitsplatz durch einen Ausländer besetzt. Weil Zwangsarbeit so viele Nutznießer

hatte, entwickelte sich das Bewusstsein für das Unrecht, das diesen Menschen angetan wurde, nur sehr gering.

Soweit sie aus Polen und der Sowjetunion stammten, waren sie faktisch rechtlos. Die kolonial-rassistischen Motive des NS-Regimes sind hier klar erkennbar.

Den gerechten Lohn für ihre Arbeit haben sie nie bekommen, stattdessen erhielten die wenigen, die um 2000 noch lebten, eine sog. humanitäre Leistung, zu der auch die deutsche Wirtschaft einen Beitrag leistete. Bloß keine Rechte anerkennen!

Zwei Einladungen von Gästen aus Polen 2005 und ein Jahr später aus der Ukraine: Voraus gingen mein Briefwechsel mit etwa 120 ehemaligen Zwangsarbeiterinnen in Polen, Russland und der Ukraine, zwei Publikationen, erneut eine Datenbank durch Mario Keller-Holte und eine Ausstellung im Münster.

Zur Vorbereitung der Einladungen hatte ich Reisen nach Polen und in die Ukraine unternommen. In der Ukraine war ich mit Bahn und aus Zeitmangel mit Taxi unterwegs. Die Gespräche, die ich dabei führen konnte, zählen für mich zum eindrucklichsten, aber auch traurigsten, was ich erlebt habe.

Beide Einladungen gingen jeweils über eine Woche. Sie waren möglich durch die vielen ehrenamtlichen Helfer und zahlreiche Spenden aus der Bevölkerung.

Nur als Blitzlicht: Am 30. November 2006 Besuch auf einem Hof in Tündern, auf den Merem Ibragimowa aus der Krim 1942 im Alter von 13 Jahren gekommen war. Er verläuft harmonisch; die Presse ist anwesend. Im Fortgehen berichtet mir Merem, wie oft sie nachts geweint habe.

Seit den letzten Jahren werden die Grußkarten, die ich zu Weihnachten und zu Ostern regelmäßig aus Polen bekomme und stets erwidere, langsam weniger.

Anders als zum Thema Zuchthaus gibt es zum Thema Zwangsarbeit nichts, was im Hamelner Stadtbild an das Leid dieser Männer, Frauen und Kinder erinnert. Seit Anfang Mai 2022 liegt ein detailliert ausgearbeiteter Antrag bei der Stadt.

Eine Sternstunde in Salzhemmendorf

5,7 Millionen Rotarmisten gerieten in deutsche Gefangenschaft, rund drei Millionen kamen darin um. Sie sind die zweitgrößte Opfergruppe des Nationalsozialismus. Warum ist unsere Empathie ihnen gegenüber so verstörend abwesend?

Auf dem Gelände eines Steinbruchs in Salzhemmendorf kamen sieben sowjetische Kriegsgefangene ums Leben. Ein Gräberfeld, das es am Steinbruch gegeben hatte, war „vergangen“.

2019 entwickelten der heimische Bildhauer Burkhard Bösterling und ich die Idee, einen Gedenkstein und Informationstafeln für die Toten aufzustellen. Der Ort hatte mich 2010 damit beauftragt, seine jüdische Geschichte zu erforschen. In der Folge waren Stolpersteine gelegt worden. So fiel der Vorschlag auf fruchtbaren Boden.

Bei einer Bürgerversammlung war bei zahlreichen Beteiligten eine große Betroffenheit spürbar. Anwesende berichteten, was im Ort in Erinnerung war. Man habe den Gefangenen die gekochten Kartoffeln auf den Boden geschüttet: „Russische Schweine“ war eine gängige Bezeichnung. Jemand schlug vor, die Nachkommen einzuladen.

Das Denkmal konnte mit zahlreichen Spenden aus der Bevölkerung realisiert werden. Zur Einweihung 2021 waren auch zahlreiche Menschen mit russischen und ukrainischen Wurzeln gekommen. Lieder aus der Heimat erklangen, ein orthodoxer Pope aus Hannover nahm die Einsegnung vor.

Weitere Opfer

Es waren Kranke und Behinderte, die als Erste in den Gaskammern getötet wurden. Die Sterilisation nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ traf dreihunderttausend Menschen. Die Judenvernichtung war nur möglich, weil es diesen Kontext anderer Aussonderungen gab. Es geht um alle Opfer der NS-Rassenideologie.

Vor wenigen Wochen: Besuch in der Euthanasiegedenkstätte Lüneburg. 17 Kinder (wohlgemerkt Kinder) wurden aus dem Landkreis HM-Pyr dort eingeliefert, 8 mit Sicherheit dort ermordet. Welches Schicksal traf die Übrigen – eine weitere Rechercheaufgabe!

Es gibt noch eine Gruppe, aus der sich vereinzelt Personen bei mir melden: Nachkommen der Täter, z.B. des Hamelner Kreispropagandaleiters Heinrich Brodhage, die reinen Tisch machen wollen und meinen Rat suchen. Alle sind sie in ihren Familien isoliert. Einzelne berichten, dass ihre Familien zerfallen sind. Es gibt, was die Traumatisierung angeht, Parallelen zu den Nachkommen der Opfer.

Täter und Zuschauer – das Reichserntedankfest auf dem Bückeberg

Und der Bückeberg? Es brauchte tatsächlich 25 Jahre, bis hier ein Dokumentationsort realisiert werden konnte. Die längste Zeit davon war ich Einzelkämpfer. Jetzt ist er fertig und jedermann und jede Frau denken: Warum die ganze Aufregung?!

Der Bückeberg – eine monströse, geschmacklose Massenveranstaltung, die in meiner Arbeit nie die erste Rolle einnahm.

Der Bückeberg zeigt die massenhafte Beteiligung der Bevölkerung, ihre „Liebe“ zu Hitler; er zeigt, wie leicht es ist, die Menschen zu verführen und – gleichzeitig – wie hoch bisweilen die Bereitschaft sein kann, sich verführen zu lassen. Der Nationalsozialismus war für die

übergroße Mehrheit der Deutschen kein Regime, das als Zwang empfunden wurde, sondern ein Gesellschaftssystem, an dem sich die große Mehrheit freudig beteiligte.

Am Bückeberg wurde bei nicht wenigen die Bereitschaft grundgelegt, Hitler zu folgen; für einzelne gilt: bis in Verbrechen hinein.

Mich haben die teilweise rüden Angriffe aus Emmerthal weniger verletzt als die Tatsache, dass mich aus Hameln offenkundig niemand dagegen verteidigt hat. Die Menschen kennen meinen Einsatz für die Opfer. Aber sie waren nicht in der Lage und nicht bereit, den Zusammenhang zwischen dem Bückeberg und den Opfern des Regimes herzustellen.

Es gibt – beileibe nicht nur in Hameln – eine Leerstelle, die dunkle Abseite aller Gedenkkultur: die unergründete Mittäterschaft der vielen, des respektablen Nachbarn, des guten Onkels, des Opas. Es gibt sie in zahlreichen Abstufungen. Die Täter waren immer die Anderen. „Opa war kein Nazi!“

Dr. Otto Müller-Haccius hielt sich von 1945-49 in Bethel versteckt, weil er mit Recht fürchtete, als Kriegsverbrecher nach Jugoslawien oder Polen ausgeliefert zu werden. In Hameln gelang ihm 1949 die gesellschaftliche Re-Integration. Als Geschäftsführer der heimischen Arbeitgebervereinigung AdU, als Vertreter der CDU im Rat wie im Landtag war er so akzeptiert, dass er zum Mitgründer der Hamelner Rotarier werden konnte. Meine Veröffentlichung im Jahrbuch für niedersächsische Landesgeschichte 2021 hat zu öffentlichen Konsequenzen sowohl bei der AdU wie den Rotariern bisher nicht geführt.

Mein Selbstverständnis

Wie viele gebrochene Lebensgeschichten habe ich gehört. Eine will ich noch erzählen.

In Osterbrak, einer winzigen Siedlung bei Kirchbrak, lebt die Familie Pieper, die Frau Jüdin, der Mann Nichtjude, zwei Töchter Karla und Ingrid. Die Frau weiß sich durch die Ehe mit einem Arier geschützt und denkt nicht an Auswanderung. Auf Grund einer Denunziation wird sie 1944 von der Gestapo verhaftet und ins Polizeigefängnis Hildesheim gebracht. Sie soll ein „Kriegswirtschaftsverbrechen“ begangen haben. Bei Kriegsende soll sie auf einem der Todesmärsche vom KZ Ravensbrück ums Leben gekommen sein.

August Pieper wird als „jüdisch Versippter“ zur Zwangsarbeit gezwungen. Er überlebt. Die beiden minderjährigen Töchter Karla und Ingrid haben die Verhaftungen der Eltern mit ansehen müssen. In namenloser Angst versuchen sie sich zu verbergen. Die Ältere, Karla, flieht tatsächlich ins Ausland und kommt erst lange nach Kriegsende zurück.

Kontakte zu Angehörigen hatte ich nicht, und ich hatte auch nicht erwartet, sie jemals zu bekommen. Das war mein Wissensstand, den ich 2004 in einem Buch veröffentlichte.

Das Thema ließ mich in den Folgejahren nicht los; aber abgesehen von der Lektüre einiger Wiedergutmachungsakten kam ich nicht weiter.

2018 schrieb mich – völlig überraschend – die Enkelin von Ingrid an. Sie kannte meine Veröffentlichung und bat mich um Hilfe bei der weiteren Recherche.

Bei einem ersten Besuch der Familie war ich noch gebeten worden, Ingrid nicht anzusprechen. Bis dahin war in der Familie über das Leid geschwiegen worden. Zu tief waren die Verletzungen, die auch noch nach dem Ende der NS-Herrschaft August und seine Töchter traf. Bei einem zweiten Besuch erzählte sie dann.

Parallel bekam ich Kontakt zum Enkel des Bürgermeisters von Kirchbrak. Paul Schepelmann war es gewesen, der Margarete Pieper denunziert hatte. Sie war in der Folge nach Auschwitz deportiert worden und auf einem Todesmarsch in Malchow (Mecklenburg) ums Leben gekommen. Der Enkel kooperierte sofort. Denkwürdig ein Gespräch zwischen den Nachkommen der Opfer und dem Enkel des Täters und mir.

2019 konnte ich meine Recherche bei einem öffentlichen Vortrag in Bodenwerder vorstellen. Zum Vortrag waren die Angehörigen der Familie Pieper wie auch der Enkel des Bürgermeisters gekommen.

Im Kern ist meine Arbeit, das möge dieses Beispiel zeigen, Trauerarbeit, Versöhnungsarbeit.

Für mich folgt daraus, dass die zahlreichen Anfragen um Schicksalsklärung, die mich erreichen, stets Vorrang haben.

Der Widerhall meiner Arbeit in der Öffentlichkeit

Kein Zweifel: viele Menschen bringen meiner Arbeit hohe Anerkennung entgegen. Gleichzeitig schlägt mir – die mildeste Version – immer wieder der Satz entgegen: „Nicht schon wieder Gelderblom.“ Das wird mir auch ins Gesicht gesagt. Bei bestimmten Veranstaltungen muss ich wegen eines Vortragstermins gar nicht erst anfragen. Das alles schmerzt.

Wohlmeinende Menschen raten mir, bestimmte Vorschläge nicht mit meinem Namen zu verbinden. Dann wären sie leichter durchzusetzen.

Tiefer gehende Erfahrungen der Ablehnung werde ich hier nicht ausbreiten.

Ich weiß: Wenn Erinnerungsarbeit Wegschauen, Ahnungslosigkeit und Trägheit angreifen will, dann muss sie stören und ich muss diese Rolle auch aushalten.

Praktisch alles, worauf sich Gedenken heute stützt, wurde von unten erkämpft wurde. Dass sie – wenigstens in den Anfängen – keine staatliche, städtische Geste ist, tut der Erinnerungskultur gut.

Wenn Ehrenamt und Verwaltung zusammenkommen, gibt es sehr häufig Friktionen. Das höre ich auch von anderen, und es hilft mir, die Dinge nicht persönlich zu nehmen. Ich weiß um die Überlastung der Verwaltung. Aber auch wenn Vorhaben zwischen beiden Seiten fest verabredet sind, so dauern sie doch aus Sicht des Ehrenamtlichen extrem lange. Manchmal denke ich, dass Beharrlichkeit meine wichtigste Fähigkeit ist.

Meine von der Stadt erbetene Formulierung für eine Tafel am Bismarckturm liegt seit Januar 2022 bei der Verwaltung und hat trotz Erinnerung noch immer keine Rückmeldung erfahren.

Das von arbeitslosen Jugendlichen bei Impuls gebaute Modell der Werdermühle am Weserufer entbehrt seit seiner Aufstellung 2019 einer Legende. Die Genehmigung für die Aufstellung einer Info-Tafel liegt bis heute nicht vor. Die Modelle wollen nicht unsere Nostalgie befriedigen, sondern sind Beiträge zu einer kritischen Stadtgeschichte. Die Mühle wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit am 5. April 1945 von fanatischen Deutschen im Rahmen des Befehls „Verbrannte Erde“ in Brand gesetzt. US-Panzer gaben ihr dann den Rest.

Mein Antrag auf einen Erinnerungsort an die NS-Zwangsarbeit – er umfasst sowohl einen Vorschlag für die Gestalt eines Mahnmals wie für einen Ort – liegt seit Anfang Mai bei der Stadt. Er sollte spätestens diesen November in den Kulturausschuss. Das Gespräch mit mir hat die Stadt bisher nicht gesucht. Auf mehrfache Nachfragen wird mir mitgeteilt, dass zunächst verwaltungsintern ein Standort gefunden werden soll – um, so sagt man mir, eine chaotische Diskussion zu vermeiden.

Ich setze sowohl in die Ratsfraktionen wie in die Hamelner Öffentlichkeit das Vertrauen in eine konstruktive Behandlung des Themas, auch was die Spendenbereitschaft angeht und erinnere an das Beispiel Salzhemmendorf.

Die Zukunft der Erinnerung in Hameln

Dies ist keine Abschiedsrede. Meine Arbeit geht auf allen Feldern weiter. Gleichwohl: Ich werde demnächst 80 und habe keinen Nachfolger. Was wird aus meiner Arbeit und meinem umfangreichen Archiv?

Jetzt mit dem Aussterben der Zeitzeugen – verwehen die Stimmen der Vergangenheit???

Nein, als könnten nur Überlebende dem Morden Authentizität verleihen. Der Schmerz geht weiter, bis in die dritte, vierte Generation. Von Sigmund Freud stammt der Begriff der Gefühlserbschaften: die Weitergabe von Verdrängtem, von Schmerz, Schuld und Trauer, von all dem Nichtzugelassenen.

Angesichts der zunehmenden Diversität unserer Gesellschaft brauchen wir eine Erinnerung für die Zukunft, eine Gegenrede zum Wahn von Homogenität, Nationalismus und Aussonderung.

Eine Studie der Arolsen Archives hat herausgefunden, dass die Generation der 16- bis 25-Jährigen sich mehr für den NS interessiert als die Vorgängergeneration.

Seit meiner ersten Bückeberg-Ausstellung 1999 bilde ich Schülerinnen und Schüler für Führungen von Schulklassen aus. So auch wieder bei meiner jüngsten Ausstellung über „800 Jahre jüdisches Leben in Hameln“. Ich wurde Zeuge, wie die Jugendlichen frei vom Gefühl persönlicher Schuld eine Brücke zum eigenen Alltag bauen, die Bekämpfung von Rassismus und anderen Ausgrenzungen tatkräftig in die Hand nehmen und die Erinnerungskultur kreativ denken. Aus der Gruppe der Guides hat sich vor kurzem die Beyond Hameln-Gruppe gebildet, die aktuell Führungen durch die Ausstellung „Was glaubst Du denn“ (über Muslima und Muslime) macht. Wie ich höre, sind einzelne Vertreter der Gruppe heute auch hier.

Unserem ritualisierten Erinnern fehlen nicht selten das Erschrecken und die Verstörung. Mögen wir den Nationalsozialismus dicht bei uns behalten, mit Sensibilität und Fürsorglichkeit gegenüber den Opfern. Den Schmerz der Anderen zu empfinden, mag unmöglich sein, aber ihn zu begreifen, ist ein realistisches und notwendiges Ziel.

Esther Bejarano, die mehrfach auf dieser Bühne stand, verband ihre Geschichte als Überlebende von Auschwitz mit den Geschichten heutiger Gefährdeter. Bis in die letzten Tage ihres 96-jährigen Lebens stand sie auf deren Seite. Zeitzeugenschaft und Kampf für eine gerechtere Welt waren für sie eins.

Jetzt noch einmal Roman Telepenko!

Und wenn alles hier im Saal vorbei ist, laden Gisela und ich Sie/Euch zu Kaffee und Kuchen in das Café der Sumpfblume.